Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 44

Artikel: Zu Heinrich von Kleists Gedächtnis

Autor: Volkart, O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641179

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

in der Arbeit. Und niemand hatte ihn doch hier nötig! Man lachte ihn noch aus, daß ein so alter Trämpeler nicht ruhig auf dem Bänkli sißen wollte vom Morgen bis am Abend.

Nein, es war Sünd' und Schad, daß er das vergessen konnte; doch es war nicht zu spät. Er konnte es nachholen; aber es war die höchste Zeit, denn dort zu Haus wird man wohl in Verlegenheit auf ihn warten, sich sagen, warum gibt er auch kein Zeichen? Wenn er nur käme, daß man ihn fragen könnte, wie macht man das, wie macht man dieses?

Ms der Großvater sah, daß niemand mehr auf ihn achtete, verließ er eilig, wie einer, der den Zug nicht versehlen möchte, den Festplat. Und eilig begab er sich heim, ins Doktorhaus. Da war jest alles verschlossen, die grünen Fensterladen zu. Keine Seele da, nur der alte Hund kam ihm entgegen. Er konnte jest nicht einmal hinein, sein Geld hatte er dis auf einen kleinen Rest weggegeben. Ob wohl der Rest für die Reise noch hinreichte? Aber nur fort von hier, heim, wo es zu arbeiten gab, wo man noch arbeiten durste, so viel man begehrte. Und jest, nicht erst morgen; jest in dieser Stunde! Und nichts sagen? Nein, sonst überreden sie dich, es sei unsvernünstig.

Ein Stücklein abgebröckelter Mauer diente seinen zitternben Händen als Schreibstift. Auf der grünen Bank, die neben der Tür steht, schrieb er das, was ihm seit Stunden im Sinne lag: "Heim!"

Auf dem Bahnhofe, wo er nach dem Zuge fragte, deutete man mit der Hand nach Westen, wo noch der Nauch der sorteilenden Lokomotive über den sernen Wiesen in der Sommerstille träg hinstrich. Es sahre jett kein Zug. Still und öd war es hier. Der Sonnenschein brannte heiß auf den glitzernden Schienen, die weit im Westen zusammenliesen, da wo der blaue Berg mit dem Schlößlein sich erhob, das man auch von zu Hause sehen konnte von dem Hügel aus, wo jett der Roggenacker in Reise stand.

Mübe kehrte der alte Mann ab; aber warten, das schien ihm unmöglich: Morgen mußte er daheim sein! Beim Roggenschneiden mußte er helsen. Auf der Straße blieb er noch einen Augenblick stehen; dann wandte er sich mit einem Ruck

auf den Weg nach Westen, setzte kräftig ein, wie ein Wanderer, der noch vor Nacht zu Haus sein will.

Als der Großvater nicht daheim war, gab es ein Suchen, alles dachte an ein Unglück. Das Fest nahm ein trübes Ende. Alles wollte dem Doktor dienen, half suchen im Dorfe, fragte und lief die Nacht durch. Am Morgen las man das Wort auf der Bank: "Heim". Wie eine schwere Last siel es dem Doktor vom Herzen.

Mit trüben Ahnungen reiste der Sohn heim in sein grünes Heimattälchen. Dort fand er den Vater an der Arbeit. Lächelnd hatte mans dem alten Meister gewährt, als er am Vormittag auf seinem Gut ankam. Lächelnd gab er dem Doktor die Hand, verlegen sprach er, entschuldigte sich für die große Angst, die er ihnen bereitet. Schön habe er's gehabt bei ihm, viel zu schön. Seine Hände und Arme seien wie eine Maschine, die rosten ein, wenn sie sich nicht rühren können. Vei ihm wären sie gerostet. Und darum sei er wieder heimzgegangen und da wolle er bleiben; da wehre ihm die Arbeit keiner!

"Und wenn du mich behalten willst," wandte er sich, wehmütig lächelnd, zu Vik, seinem einstigen Knecht, "es soll dich nicht gereuen, einen Knecht brauchst du weniger."

Er bemerkte es nicht, wie der Doktor einen verständnissvollen Blick wechselte mit dem Bauer, den er von jung auf kannte, als einen, bei dem sein Vater nicht schlecht gehalten werde: "Laß ihm den Willen," sagte er ihm beim Scheiden, "dein Schaden soll's nicht sein; er ist ein alter Mann!"

Und als er den Weg hinüberschritt, dem Walde zu und sich noch einmal der Halde zuwandte, wo im Sonnenschein der alte Mann die Sense führte, wie ein Kämpfer im Felde, da war es ihm, er müßte den Hut vom Kopfe nehmen und beten für den ruhelosen Greis.

Aber froher reifte der Sohn seinem Dorfe gu.

Als die Ernte eingeführt war, fand der alte Reinert doch seine Ruhe. Im stillen Kirchhose mitten zwischen abgemähren Wiesen und gelben Stoppelselbern ist sein Grab. Auf dem Denksteine liest man die Worte: "Hier ruht Riklaus Josef Reinert", und darunter steht geschrieben: "Ruh im Frieden!"

3u heinrich von Kleists bedächtnis.

Don O. Dolkart.

Um 21. November 1811 erschoß sich zwischen dem kleinen Wannsee und der Potsdamerstraße bei Berlin im märkischen Sand zusammen mit einer unglücklichen Freundin der große preußische Dichter, dem "auf Erden nicht zu helfen war". Er selbst hat in einem Aufsat in den "Berliner Abendblättern" 1810 "über das Marionettentheater" drei Stusen der Perfönlichkeitsentwicklung unterschieden: die Marionetten, d. h. die noch unbewußten und darum in Harmonie ruhenden Personen, den Menschen, der, zur Bewußtheit gelangt, die Sicherheit und Harmonie verloren hat, und den zur Harmonie der Unschuld wieder emporgestiegenen menschlich Vollendeten, welchen Kleist Gott heißt. Kleists Leben und Dichten war das mit fürchterlichen Mächten der eigenen Brust und des allgemeinen Schickfals ringende Suchen nach der letten und obersten Stufe. Er gehört zu den Unvergänglichen; aufrichtig, edelmütig, nur für das Höchste begeistert, diente er dem Erhabenen mit erhabenem Wollen und Können, doch nur

wehmütig verfolgt man als fühlender und denkender Verehrer des teuren Mannes, die übermenschliche Unruhe dieses Geistes, wie er sich verzehrt nach dem Ideal, immer wieder zurücksinkt und immer wieder aufstrebt, diese geniale und tiefunglückliche Begabung, die in seligem Emporlodern zum Klassischen hinauf= reichte, jedoch den Widerspruch zwischen hohen Schöpferstunden und der Verzweiflung allzuoft durchkoften mußte. Aus dem Soldatenstand, in den er durch seine Familie hineingeboren war, flüchtet Kleist in die Freiheit der Studien und des philosophischen Forschens, um von Kants Lehre fast zer= schmettert zu werden, daß wir nicht die Dinge selbst, nur unsere Anschauungen von ihnen kennen; seinen eigensten innersten Beruf findet er nur langsam und ohne irgendwelche Förderung durch seine Umgebung; wie er endlich durch viele Beinstationen des bürgerlichen Lebens (für ihn unerträgliche Beamtenstellen u. s. w.) und durch die heftigsten innern Krisen sich zur Dichtung, und sogleich zu großen Leistungen darin,

emporgeschwungen hat, geht der führende Dichter der Nation, Goethe selbst, ohne genügende Achtung und genügendes Verständnis an ihm vorbei; das Vaterland beachtet ihn noch dann nicht und läßt ihn darben und hun-

dann nicht und läßt ihn darben und hunsgern, wie er ihm die schönsten Früchte seiner Muse und seiner glühenden patriotischen Begeisterung weiht, und, was noch tieser ihn trifft, er erlebt die immer sortschreitende Anebelung Preußens durch Naspoleon, alle heiligen deutschen Güter sieht er unterdrückt und das Verderben in vollen Wogen ausgetürmt: da wagt er nicht mehr auss Glück zu warten, da "schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden und legt die Leier tränend aus den Händen." Und erst über sein Grad klang das Jubellicd der deutschen Freiheit, schien die herrlichste Sonne des Sieges über den frevlen Cäsarenswahnsinn Napoleons.

In diesem Leben, das in jedem Sinn voll Stürmen war, nehmen die Reisen einen sehr großen Raum ein. Fast immer ist Kleist unterwegs. Die bekannte Tatsache, daß er auch die Schweiz besuchte, ist die besondere Ursache, daß zum hundertjährigen Todestag in diesem heimatlichen Blatt seiner ebenfalls gedacht wird. 1799 hatte Kleist

evenfaus gevacht wied. 1799 hatte kieft 22jährig seine Entlassung als Offizier der preußischen Armee genommen, er warf sich in Frankfurt a. D. in die Studien und kand hier zugleich in der Generalstochter Wilhelmine von Zeuge, einem sehr zarten, seinen, anmutigen, aber geistig nicht zu ihm hinausreichenden Mädchen, seine Verlobte. Doch ist er physisch und seelisch nicht gesund und sucht Besserung seines Zustandes auf Reisen, die Vraut auf die Jukunkt vertröstend. 1801 klieht er nach Paris mit seiner treubesorgten und unsendlich gütigen Schwester Ulrike. Paris besriedigt ihn nicht, er sehnt sich weg, nach der großen, stillen, seierlichen Natur, nach ländlicher Muße und einem grünen Häuschen, um mit Frieden ein einsach Familienglück zu leben. So saßt er den Plan, in die Schweiz zu gehen und sich hier irgendwo auf dem Lande ansäßig zu machen. Da weder die Schwester noch

bie Braut seinen Plan billigen und ihm folgen wollen, wendet er sich im November 1801 allein der Schweiz zu, am 16. Dezember kommt er in Basel au. Bon hier zieht er bald nach Bern und sucht irgendwo ein billiges Bauerngut zu erstehen. Seine singsellen Mittel sind sehr beschränkt. In der Schweiz erst, so hät bei solch großem Talent, wird er sich seiner Dichtergaben deutlich und entschedend bewußt. Her sucht er auch zuerst Berkehr mit schriftstellernden Kameraden; er besreundet sich mit Heinrich Zschweiz erstellich sin thereinen Pameraden; er besreundet sich mit Heinrich zu nüchtern und philisterhaft, obwohl ein vortressslicher Chaerakter war; ferner mit dem ebenfalls

braven, aber auch nur mittelbegabten Heinrich Geßner, dem Sohne des Zürcher Johllikers Salomon. Mehr fand Kleift in Wielands Sohn Ludwig, der damals in Bern war und den kleinen Kreis vervollständigte, in welchen Kleist eintrat; Ludwig Wieland hatte ein nicht tieses, aber munteres künstlerisches Temperament und war ein fröhlicher Anhänger der Komanstiker, besonders der Brüder Schlegel. Mit diesen Gesellen sinden wir Kleist in Bern, in Thun, gelegentlich im Aargau. Sie besuchen ihn, nachdem er seit April 1802 ein Häuschen auf der Deloseainsel im Thunersee (gewöhnlich bei Kleist Aarsinsel genannt) gemietet hat, in seiner idyllischen Zurückgezogensheit. Das erste Werk Kleists "Die Familie Schrossenstein"

war hier in der Schweiz abgeschlossen worden, die Unreise desselben fühlte aber Kleist so stark, daß er sofort von einer "elenden Scharteke" sprach, und doch genießen wir noch heute

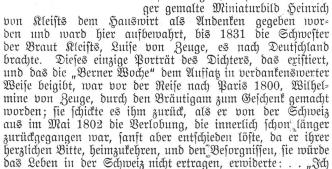


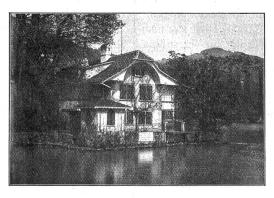
Beinrich von Kleist.
(Jugendbildnis.)
12ach einem Oelgemälde von 1800.

herrliche Stimmungen aus dem allerdings ungereiften Ganzen. Borübergehend trug fich Kleift in unserer Heimat mit dem Plan, zu einem historischen Drama "Leopold von Desterreich", jedoch alle seine Kraft konzen= trierte sich auf die Tragödie "Robert Guis= kard", sobald dieser Stoff ihm nahegetreten war. Der "Guiskard" sollte seinem Ehrgeiz genug tun, mit ihm wollte er sich neben, ja sogar über Goethe und Schiller erheben. Eben erst zum vollen Bewußtsein seiner göttlichen Berufung erwacht, will Kleist auch schon das Höchste. Er ist in seiner Schweizerepisode trot seinem Hypochonder, der ihn nie und nirgends gang verlaffen fann, im allgemeinen in gehobener Stimmung, wie es besonders ein Brief an Urike charak-teristisch bezeugt. "Auf der Aarinscl bei Thun, den 1. Mai 1802" schreibt er: . . . Jett las' ich auf einer Insel in der Aare, am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von den Alpen, 1/4 Meile von ber Stadt. Ein fleines Säuschen an ber Spite, das wegen seiner Entlegenheit sehr

wohlseil war, habe ich für sechs Monate gemietet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand als nur an der andern Spige eine kleine Fischersamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gesahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir den zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirtschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt, wie ihr Taufname: Mädeli. Mit der Sonne steh'n wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Kückehr zu Euch (ohne ein großes Wert will er nie mehr heimkommen); dann essen wir zusammen; Sonntags zieht sie ihre schwyzertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über . . . Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde

ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst erschaffen müßte Ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht, und eine große Tat . . . "Aber sein schweres Ringen am "Guisskard" endet mit einer heftigen Erstrankung, er liegt im Juli und August in Bern darnieder, Ulrike eilt herbei; zum Glück darf sie sich bald seiner Genesung freuen. Mit ihr besucht er zum letzen Mal im Herbst die liebe Narinsel. Bei dieser Gelegenheit ist das von Krüsten.





Die Wohnstätte Kleists auf der Aarinsel bei Thun.

Freunde Ernst von

Pfuel nochmals in

die Schweiz, von

Genf ist einer der

Briefe geschrieben,

der uns zu tiefst in diese große Seele und in ihr uner-

meknes Leid schauen

läßt. "Der Himmel

weiß, meine teuerste Ulrike (und ich will

umkommen, wenn

es nicht wörtlich wahr ist), wie gern

ich einen Bluts =

tropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines

Briefes gabe, der so

anfangen könnte: "Mein Gedicht ift fertig Ich habe nun ein halbtausend

hintereinander fol=

gender Tage, die

Nächte der meisten

mitgerechnet, an den

Versuch gesetzt, zu

so vielen Kränzen

bin wahrscheinlicherweise in einem Jahrgang ganz arm. — | zu führen. Rastlos wurde er, bis zur Erschöpfung, mit diesem Und in dieser Lage, da ich noch . . . ganz andre Sorgen | Fragmente umgetrieben, im Herbst 1803 kam er mit seinem

habe, die du gar nicht kennst, kommt Brief, und bein weckt die Erinne = rung an dich, die glücklicher, glück = licher Weise ein wenig ins Dunkel getreten war. Mädchen, Liebes schreibe mir nicht 3ch habe mehr.

feinen andern Wunsch, als bald zu sterben. H. R." (Brief vom 20. Mai 1802.) Das besagte Porträt ift leider von einem unbe= gabten Rünstler; der alte Anaben= kopfmithalbfreund= lichem, halb pöt= Ausdruck tischem vermag unser Ver= langen nach dem Antlitz des genialen Menschen und hohen Kämpfers Kleist nicht zu stillen. doch

Berner Stadttheater: Szene aus "Rosenkavalier". G

Marga Dannenberg Elfriede Scherer

hanne Lisken

Max Joslewit Virginia Schell

Ganzen verhältnismäßig glückliche Schweizerzeit des Dichters, nahm leider im Herbst 1802 ein rasches Ende. Die neue Regierung Berns gab Ludwig Wieland schleunigen Ausweise Regierung Berns gab Ludwig Wieland schleunigen Ausweis göttin zu, daß es genug sei . . . Und so sei es denn genug. sungsbesehl mit gebundener Marschroute, Kleist begleitete den Das Schicksal, das den Bölkern jeden Zuschuß zu ihrer Freund und suchte in Beimar dessen genug seiner des Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst Bater auf. Den Plan. sich in der Schweiz

Freund und suchte in Weimar dessen Vater auf. Den Plan, sich in der Schweiz dauernd niederzulassen, hatte er ohnedies schon aufgegeben gehabt. Unser Land war ja damals innen von Parteihader zerrissen, außen von Napoleon bedroht. Hatte Kleist 1801 in Paris angesichts der "höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft" den Ekel vor der Kultur so tief erlebt, daß er das freie, friedliche Bauernland suchte, so hatte er enttäuscht auch hier streitende und geplagte Menschen gefunden, aus deren Wirren er sich in die Einsamkeit seines Inselchens zurückgezogen hatte. Müde kehrte er nach Deutschland, aber hauptsächlich des= wegen, weil sein "Guiskard" sich nicht vollendet hatte. Zwar wurde ihm in Weimar der stolzeste Augenblick seines Lebens zuteil, als Wieland nach der schene Enthüllung der Haution von Krist hegeistert aussiet. Wenn die Krist Aleist begeistert ausrief: "Wenn die Gei-ster des Aeschylus, Sopsokles und Shakespears sich zu einer Tragödie verbänden, so würde ein diesen Bruchstücken gemäßer "Guistard" and Licht treten und die Berner Stadttheater: Szene aus .. Rosenkavaller". große, auch durch Schiller und Goethe noch offen gelassene Lücke der deutschen

Literatur ausfüllen. (Nach Erich Schmidts Ausgabe der Werke H. v. Kleifts, 1. Band, Einleitung, Seite 19.) Allen Glanz und alles Leid seiner Seele setzte Kleift baran, im "Guiskard" das Erhabenste und Einfachste zu vollbringen, doch es gelang ihm nicht, den gewaltigen Anfang zu Ende

noch einen auf unsere Familie (man erinnere sich, daß sie Krieger und Dichter in sich hielt) herabzuringen: jett ruft mir unsere heilige Schutz=

in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reisen lassen . . . Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich, ein Jahrtausend im Voraus, venge mia, em zagrtatifend im Sottins, vor seinem Geiste . . . Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hülfloses Ding, wie der Mensch ist, bei der Rase herunzusühren? . . Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes, oder gar keins. Ich kann dir nicht sagen, wie groß mein Schmerz ift. Ich würde von Herzen gern hingehen, wo ewig kein Mensch hinkommt . . Lebewohl, grüße alles — ich kann nicht mehr." (Genf, den 5. Oktober 1803.) Er irrt in Frankreich herum, in Paris verbrennt er seinen "Guiskard" (das uns bekannte wunder= bare Fragment mit der Erneuerung des antiken Chors in moderner dramatischer Form, mit dem Wogen des Lagers, mit der maiestätischen Größe des best= ergriffenen Helden, in unerhörter Pracht ber Sprache, Kraft und Klage auß= strömend, ist von Kleist erst später auß dem Gedächtnis noch einmal nachgedichtet worden); er will als Freiwilliger in die

französische Expeditionsarmee eintreten und frohlockt bei der Aussicht auf das "unendlich prächtige Grab". Endlich ist dann 1804 diese erschütterndste Krise vorbei, Kleist findet sich sowohl in eine amtliche Tätigkeit, als zu vorschreitendem dichterischen Reichtum, sein Genie



hanne Lisken Elfriede Scherer

treibt seit 1805 neben schönen (obzwar wenigen) lhrischen Gedichten die herrlichen Blüten des Amphitryon, des zersbrochenen Krugs, der Penthesilea, der eigenartigen und besdeutsamen Erzählungen, des Kätchens von Heilbronn und endlich der patriotischen Dramen. Im allgemeinen Unglück des Vaterlandes wuchs Kleist, wie sein Volk; walte in der "Hermannsschlacht" mit dem Haß auch der künstlerische Sinn noch zuweilen ins wild Ungemäßigte und über die Grenzen

edler hoher Leidenschaftlichkeit hinaus, so schenkte er Deutschsland mit seinem letzten Werk, dem "Prinz von Hamburg", die idealste Verherrlichung deutscher Soldatentüchtigkeit und tiesster unvergleichslicher Heimatliebe. Daß das Vaterland diesem Ruf nicht schnell genng antworten konnte, und daß der große Streiter vor der Zeit verzweiselte, das ist Tragik des Lebens, deren Medusenzüge uns dunkel anschauen und erschüttern.

- Spätherbst. - -

Sonett von Jakob Bürki.

Nun rieselt's sachte rings von allen Zweigen In buntem Canz. — Vorbei des Lenzes Blühen, Verblaßt der Sommerrosen wonnig Glühen, Und ahnungsbang bricht an das große Schweigen.

Vorbei — vorbei! — Aus lichten Lenzestagen Darf ich in Frost und wilden Winterstürmen Im Berzen tief ein süß Erinnern tragen. Aus düstern Gründen graue Nebel steigen, In Lüften rasche Wandervögel ziehen, Die sehnend nach des Südens Sluren fliehen Vor rauhen Winters Wirbelflockenreigen.

Und ob sich dunkle Wolken drohend türmen, Ein Hoffen tönt, gleich fernen Morgenglocken, Von Lerchenjubel, duft'gen Blütenflocken.

Es liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel!

Don Dr. O. Th.

(Nachdruck verboten.)

Wirklich reizend sieht das geschickte Spielen der kleinen Kätzchen aus, wenn sie das Knäuel oder den Ball geschickt haschen, dann wieder wegrollen lassen, sich leize heranschleichen und in sicherem Sprunge sangen. Aber "der Katzen Spiel ist der Mäuse Tod". Instinktiv suchen die Jungen im Spiel die Gelenkigkeit, Gewandtheit und Sicherheit zu erlangen, welche sie später zum Erhaschen der Beute, zur Ernährung, zum Lebensunterhalt brauchen. Das ersordert immer wiederholte Uedung während der ganzen Jugendzeit, denn nur "Uedung macht den Meister."

Anders wieder spielen junge Hunde. Da ist chrliche Kampsesnatur, ein offenes Drauflosgehen im Rausen und Balgen. Sie scheinen in albern-läppischer Weise zwecklos nach einander zu schnappen, aber man erkennt bald, daß sie nur nach den ungeschützten Weichteilen der Spielgefährten beißen, nach Hals und Unterleib, oder ihn am Hintersuß zu packen und hinzuwersen suchen, oder ihm auf den Nacken springen; dann kommt wieder ein Umherjagen in rasendem Lauf, ein Versolgen und Fangen. Langer Uedungen bedarf es, dis der Hund in allen diesen Fähigkeiten die nötige Fertigkeit besitzt, welche er im späteren Lebenskampse braucht.

Die jungen Füchstein wieder spielen vor ihrem Bau reizend Verstecken, Schleichen und Haschen. Hinter Bäumen, Aestchen, Laub und Erdhügel schleicht sich Klein-Reineke an sein Brüderchen heran und packt es in sicherem Sprunge im Nacken. Auch hier wieder im kind'schen Spiel die Vorübung auf den grausamen Ernst der Zukunst, das Einüben der Listen, die zum Lebensunterhalt durchaus nötig sind.

Mit dem Menschenkindsein ist's ebenso. Der Frau natürsliche Bestimmung und Beruf ist die Mutterschaft und die Kinderpsege, "sie schaftet weise im häuslichen Kreise." Im Spielen der kleinen Mädchen offenbart sich dies. Mit rührend mütterlicher Fürsorge mühen sie sich um ihre Kindlein, die Buppen. Diese werden gewaschen und gekleidet, sorgsich gebettet und gepslegt. Was das Mädchen von der Mutter abgelauscht und abgesehen in der häuslichen Beschäftigung, macht es in spielender Arbeit nach: Es wäscht und kocht für die Puppen, klopft ihre Bettchen und reinigt ihre Kleidchen.

Seinen Körper bildet das Mädchen instinktiv zur Mutterschaft vor. Durch Hüpfen, Tanzen, Seilspringen kräftigt es Hüften und Becken, verleiht ihnen die naturnotwendige Gestaltung und ihren Gelenkbändern Zähigkeit und Geschmeidigkeit.

Anders der Anabe. "Der Mann muß hinaus ins feinde liche Leben." Die Natur bereitet ihn durch Uebung im Spiel darauf vor. In ungestümem Tatendrang bekämpsen die Knaben einander als Soldaten und Feinde, oder streiten um die Siegespalme als "Käuber und Gendarm." Dabei werden alle Muskeln geübt und gekräftigt: durch Laufen und Springen die Beinmuskeln, durch Wersen und Schlagen die Armmuskeln, durch Ringen und Balgen die gesamte Körperunuktulatur, sowie Lungen und Herz. Wie das Mädchen auf der Mutter Arbeiten durch Nachahmung sich vorbereitet, so der Anabe auf die des Vaters. Bald spielt er Ausscher und Pserd, bald Lehrer und Schüler, bald Kaufmann in seinem Laden, bald Baumeister mit seinen Bausteinen. So übt und stählt er in Spiele seine Fähigkeiten sür die Lebensarbeit als Mann. Und beide, Knabe und Mädchen, sind stets ganz bei der Sade; sie treiben ihr Spiel mit Ernst und Hingebung, wie nur ein Mann seine wichtigsten Berufsgeschäfte besorgt.

Spielen ist eine Lebensnotwendigkeit für das Kind. Daher müssen die Estern ihre Kinder von klein auf viel spielen sassen und später sie nicht davon abhalten mit den Worten: Dazu bist du schon zu groß. Auch muß man ihnen nie vorschreiben, was oder womit sie spielen sollen, denn nur Selbstgewähltes ersreut wirklich und dringt wahrhaften Rugen. Aber beobachten möge man sie öster ganz unmerklich. Sin altdeutsches Sprichwort sagt: "Am Spiel erkennet man, was in einem steckt." Manche Kinder bevorzugen häusliche Spiele im Zimmer, dei welchen geistige Uederlegung oder der Hände Geschicksiches zur Anwendung kommen; manche wieder wollen fortwährend körperlich tätig sein, sich ausarbeiten und herumwirtschaften. Für die Wahl des Veruses ist diese berschiedene Liebhaberei von großer Vedeutung. Daher mögen die Estern ihr Augenmerk darauf richten und stets des denken:

Es liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel!